Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 30. Juni. **Nr. 26**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Vom Comersee. Von C. v. Kügelgen. — Die künftige Religion — Irrtum und Wahrheit. Von Dr. Kreyenbühl. — Die neuere soziale Dichtung. III. Von Ludw. Bräutigam. — Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein. IV. Protestantismus. Von Baars. — Der Heimgarten. I. Von Friedrich Zimmer. — Vom Büchertisch.

Um Störungen im Bezuge des Protestantenblattes zu vermeiden, bitten wir vor allem die Post-Abonnenten, die Neubestellung auf das III. Quartal umgehend vollziehen zu wollen.

Verlag des Protestantenblattes.

Vom Comersee.

Es herbergt drei Zedernbäume
Ein Felsen im Comersee;
Den Gästen durch ihre Träume,
Allnächtlich zieht tiefes Weh.

Und tags die Zedern lauschen,
Wie's drüben*) mächtig hallt:
Ach, trüge dieses Rauschen
Auch uns in den grünen Wald!

Von drüben ein Vöglein als Samen
Trug her uns vor langer Zeit;
Ach, um die Heimat kamen
Wir dadurch in Ewigkeit.

C. v. Kügelgen.

*) Dem kleinen Felsen gegenüber liegt die bekannte Villa Serbelloni.

Die künftige Religion — Irrtum und Wahrheit.

I. Weltanschauung und Religion.

Der höher entwickelte Mensch verträgt es nicht, daß auf die Dauer ein unversöhnlicher Widerstreit besteht zwischen dem, was er seine Weltanschauung oder Philosophie, und dem, was er mit einem hergebrachten, obzwar recht wenig sagenden Ausdruck seine Religion nennt. Er sucht beide Gebiete des menschlichen Geisteslebens mit einander in Übereinstimmung und freundschaftlichen Zusammenhang zu bringen. Solche Versuche gibt es so viele, als es Menschen gibt. Jeder Mensch hat seine eigene Religion und seine eigene Weltanschauung und darum auch eine eigene Art, beide mit einander in ein Verhältnis zu setzen. Über diese zahllosen Versuche der einzelnen, in ihr Geistesleben Einheit zu bringen, kann selbstverständlich nicht wissenschaftlich geredet werden. Das gehört dem Leben selbst, das unendlich mehr ist, als alle Wissenschaft und Philosophie.

In der Zeit, in der wir leben, und die wir vom Mittelalter durch die große Cäsur der Renaissance, des Aufblühens der modernen Naturwissenschaft und die deutsche Reformation abgrenzen, hat sich das Problem des Verhältnisses zwischen Religion und Weltanschauung bedeutend vereinfacht.

Die Frage ist heute bloß noch die: Kann innerhalb der sogenannten modernen Kulturentwicklung eine Religionsform, welche dem Menschen einen überirdischen Ursprung verbürgt, dem menschlichen Leben einen über das irdische Leben hinausreichenden Wert verleiht und darum dem Menschen mit kategorischem Imperativ befiehlt, an diesem höchsten Lebenswerte zu arbeiten, — kann eine solche Religion noch den Anspruch erheben und durchsetzen, für den Menschen eine wirkliche, lebendige, maßgebende und ausschlaggebende Macht zu sein? Diese Religion stellt den „Kulturmenschen" unserer Zeit vor das größte Dilemma, das möglich ist. Entweder—Oder. Sein oder Nichtsein solcher Religion: das ist die Frage, die große Hamletfrage unserer Zeit.

Wird sie bejaht, so folgt daraus, daß wir „moderne" Menschen auch unsere Weltanschauung oder „Philosophie" mit den Wahrheiten, Werten, Forderungen und Grundsätzen solcher Religion in Übereinstimmung zu bringen haben. Denn Wahrheit ist eine solche Religion bloß dann, wenn ihr Lebenswert sich als höchster und allumfassender menschlicher Lebenswert zu erweisen vermag, wenn sie also auch in maßgebender Weise an der Ausgestaltung unserer Weltanschauung beteiligt ist. Vermag die Religion das nicht, so ist es nicht die Religion, welche für uns allein noch in Frage kommen kann. Eine Religion, welche die Weltanschauung der neueren Menschheit nicht wesentlich zu beeinflussen vermag, geht uns nichts an. Sie ist gut für mittelalterliche Mönche und ihre protestantischen Affiliirten, die von den Brosamen leben, die vom Tische der religionsgeschichtlichen Entwicklung herabgefallen sind. Sie ist für Mumien und Petrefakte, für Menschen mit lebendig schlagenden Herzen ist sie nicht.

Wird das Recht einer solchen Religion verneint, so folgt, daß unsere Weltanschauung sich entweder nach einer andern Religion umsehen muß, mit der sie ein inneres Verhältnis sucht, oder daß alle Religion als Wahn erklärt wird, mit der eine Weltanschauung oder Philosophie es nur in dem Sinne zu tun hat, wie der Psychiater mit dem Gebilden der geistigen Erkrankung.

Soweit unsere heutige Philosophie, die wir im engeren Sinne an die kritische Arbeit Kants anknüpfen, überhaupt noch den Namen einer Weltanschauung verdient und nicht in unübersehbarem Detail geschichtlicher Forschung aufgegangen oder in einem unselbständigen Kopieren naturwissenschaftlicher Methoden untergegangen ist, bietet sie uns das Schauspiel, daß das oben genannte Dilemma entweder im Sinne eines freundlichen oder eines feindlichen Verhältnisses zu der großen und brennenden Frage einer Religion mit den Bürgschaften eines überirdischen Ursprungs, Wertes und Lebenszieles des Menschen entschieden wird.

Es gibt also im wesentlichen und es kann nur geben eine dreifache Richtung im Verhalten der Weltanschauung zu der gekennzeichneten Religion. Entweder befinden sich die Vertreter der Philosophie der genannten Weltanschauung in wesentlicher Übereinstimmung mit den Grundtatsachen, Grundwerten und Grundforderungen der Religion.

Oder die Philosophen, um sie in Kürze so zu nennen, gleichviel, ob sie diesen Ehrentitel verdienen oder nicht, lehnen die gekennzeichnete Religion ab, suchen aber ein Verhältnis zu einer anderen Form des religiösen Lebens herzustellen, weil sie der Ansicht sind, daß Religion in irgend einer Form zur Wirklichkeit des menschlichen Geistes gehöre und daß mithin eine Weltanschauung nicht vollständig ist, wenn sie nicht auch diese Gestalt der Wirklichkeit in sich begreift.

Oder endlich die Philosophen lehnen die Religion in jeder Gestalt als Wahnbildung ab und setzen das, was sie nach Austreibung des Religionswahns „Weltanschauung" nennen, in die Lücke, welche sie durch die Zerstörung aller Religion gerissen haben.

Neben diesen drei scharf abgegrenzten Standpunkten gibt es selbstverständlich auch Vermittlungen, Vermischungen und Kompromisse zwischen diesen Standpunkten, die aber wissenschaftlich den allergeringsten Wert haben, weil sie in der großen Frage unserer Zeit nicht grundsätzlich Stellung nehmen und nur der Konfusion und dem haltlosen Eklektizismus dienen. Der Philosophie, der Religion und dem menschlichen Leben überhaupt ist nur mit scharf ausgesprochenen Standpunkten gedient. Alles übrige ist charakterlose Halbheit, die eines der größten Übel unserer charakterlosen, feigen und verschwommenen Erziehung und Bildung ist.

Sollen wir zum Beweis und zur Veranschaulichung des Gesagten Beispiele aus der Geschichte der modernen Weltanschauung und ihrer Stellung zu der „religiösen Frage" anführen, so wäre etwa folgendes zu sagen:

Ein freundliches Verhältnis der Weltanschauung zu der von uns gekennzeichneten Religion finden wir, natürlich mit starken persönlichen Abweichungen innerhalb des einen Typus, bei Kant und gewissen nachkantischen Philosophen, sofern sie alle ohne Ausnahme an einem menschlichen Lebenswerte festgehalten haben, der nicht aus der natürlichen Ordnung der Dinge stammt und nicht mit dieser zusammenfällt, — zusammenfällt und zusammenstürzt. So verschieden auch Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schleiermacher, Herbart, Fechner, Lotze und andere über „Religion" gedacht haben, sie alle sind einig in der Hochschätzung solcher religiösen Kräfte und Güter, die den Menschen mit der erhebenden Gewißheit erfüllen, daß sein Leben dadurch dem Strome der Vergänglichkeit und Nichtigkeit entnommen und in eine unzerstörbare Ordnung aufgenommen ist, als deren Haupt, Leiter und allkräftigen Mittelpunkt sie alle den Weltgeist anerkannt haben, den die deutsche Sprache Gott nennt.

Wir stellen zugleich die hocherfreuliche Tatsache fest, daß unsere großen deutschen Dichter, ja die Künstler von epochemachender Größe überhaupt, in allem wesentlichen mit diesen deutschen Philosophen übereinstimmen, daß auch sie alle, Lessing und Herder, Schiller und Goethe, Bach und Beethoven und Wagner Zeugnis ablegen für die unvergängliche Würde des Menschen, der Mitarbeiter des Weltgeistes in der Verwirklichung unbedingter Lebensgüter zu sein.

Ein unrichtiges und schiefes Verhältnis zu der gekennzeichneten Religion finden wir abermals in sehr verschiedenen Graden und Formen, bei allen Denkern, welche die Religion in ihrer geschichtlichen Entwicklung preisgeben und Religion nur soweit gelten lassen, als sie in „philosophische Religion", d. h. im Grunde in die Weltanschauung des betreffenden Denkers selbst, verwandelt werden kann. Als Beispiele mögen die zahlreichen Versuche gelten, eine Spezialreligion für die Philosophen zu konstruieren. Schelling gehört hierher mit seiner positiven Philosophie, die er zugleich philosophische Religion nannte, dann aber auch Schopenhauer, der sich seiner pessimistischen Weltanschauung zu liebe eine Art philosophischen Buddhismus und Asketismus zurecht machte, E. v. Hartmann mit seiner Religion des Geistes, Ernst Haeckel mit seinem Monismus als Band zwischen Religion und Naturwissenschaft, Johannes Volkelt mit seiner Umbildung des Christentums zu einer ins Tragische gewendeten Vernunftreligion, und viele andere, die unfähig sind, die Religion in der Fülle und dem Reichtum ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verstehen und sich deshalb eine Privatreligion zurechtmachen, welche die Weltanschauung des betreffenden Denkers selbst als Religion betrachtet. Hier wird überall der Fehler begangen, daß nicht die Weltanschauung sich zur Größe der von uns gekennzeichneten Religion erweitert, sondern daß umgekehrt die von uns gekennzeichnete Religion so lange verengt und eingeschränkt wird, bis sie zur Weltanschauung des betreffenden Denkers zusammenschrumpft. Dann ist auch Einheit und Übereinstimmung zwischen Religion und Weltanschauung erreicht, aber auf Kosten der Religion, indem die Religion mit einer bestimmten Gestalt der Philosophie, einem sogenannten System, zusammenfällt. Eine solche „philosophische Religion" ist stets ein sicherer Beweis, daß der rechte Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Religion nicht gefunden ist.

Ein feindliches Verhältnis zur Religion schlechthin und in jedem Sinne muß die naturalistische Weltanschauung und der sogenannte Anthropologismus einnehmen, die beide als sogenannte „Freidenkerei" die von uns gekennzeichnete Religion als Wahn erklären. Diese Leute, unter denen sich nur wenige eigentliche Denker finden, trotzdem sie sich Freidenker nennen, sind im übrigen nur einig in der Zerstörung der religiösen Realität, nicht aber in dem, was sie als Surrogat der von ihnen belehrten Menschheit zu bieten haben.

In dieser Beziehung ist die Musterkarte der Freidenker so mannigfaltig, wie die Ansichten der theologischen Richtungen, die in das andere Extrem fallen und ihre Weltanschauung mit dem dogmatischen System irgend eines der christlichen Bekenntnisse zusammenfallen lassen. Auch ein solches Verfahren ergibt kein richtiges Verhältnis zwischen Religion und Weltanschauung. Denn die von uns gekennzeichnete Religion ist nicht identisch mit der Dogmatik irgend einer der sogenannten christlichen Kirchen, und es ist nichts anderes, als grenzenlose Borniertheit, das kirchliche Dogma in irgend einer Gestalt zum Prinzip und Maßstab einer Weltanschauung zu machen, die von der gesamten Entwicklung der Kulturmenschheit und von der richtigen Gestaltung der Religion in unserer Zeit gefordert ist. Die Entwicklung der Religion selbst hat das Dogma in jeder Gestalt aufgelöst und es handelt sich heute nicht mehr darum, ein neues Dogma zu gewinnen, sondern einen Zusammenhang von Religion und Weltanschauung, der sich von Dogmatik und kirchlicher Theologie völlig frei gemacht hat, wobei aber die Religion in dem angegebenen Sinne als Kern und Stern aller Weltanschauung bestehen bleibt.

II. Die neue philosophische Religion.

Diese kleine, aber grundsätzliche Auseinandersetzung über das Verhältnis oder die möglichen Verhältnisse zwischen Weltanschauung und Religion setzt uns in den Stand, alle von Zeit zu Zeit neu auftauchenden Versuche zu würdigen, in denen die große Frage unserer Zeit, die Frage einer Religionsgestaltung, die den tiefsten Bedürfnissen des Kulturlebens entspricht, eine neue Lösung erfährt.

Als einen solchen Versuch ergibt sich ein von den Brüdern August und Ernst Horneffer gemeinsam

herausgegebenes Buch: Das klassische Ideal (Leipzig, Verlag von Zeitler, 1906). Die Verfasser wünschen, „daß das Altertum auch in Religion und Moral vorbildlich werden und so die deutsche Kultur zu einer Einheitlichkeit führen möge, die ihr bis jetzt gefehlt hat".

Uns geht hier bloß der zweite Teil des Buches an, in welchem Ernst Horneffer über die künftige Religion spricht. Da Horneffer in mehreren Städten Vorträge über die künftige Religion gehalten hat, so ist anzunehmen, daß es ihm mit der Sache Ernst sei und daß er an die Möglichkeit glaube, dem deutschen Volke die seiner Kulturentwicklung entsprechende künftige Gestaltung der Religion zu vermitteln. Ein Unternehmen, das mit einem so großen Anspruch in die Öffentlichkeit tritt, verdient jedenfalls ernstliche Prüfung von seiten aller Freunde der Religion und des deutschen Volkes. Ist der Versuch Horneffers gelungen, so kann sich Deutschland dazu Glück wünschen, denn es ist eine große Seltenheit, wenn es ein Denker vermag, die furchtbaren Gegensätze zwischen der Religion als historischer Größe und den wissenschaftlichen Weltbildern unserer Zeit zu überbrücken. Ist aber der Versuch mißlungen, so wird eine nähere Prüfung die Gründe bloßlegen, die das Mißlingen herbeigeführt haben, und dieser Nachweis wird zugleich positive Anhaltspunkte dafür bieten, in welcher Richtung die religiöse Frage für unsere Zeit gelöst werden muß.

Ein erster Vorschlag Horneffers, der auf Gestaltung der künftigen Religion abzielt, geht dahin, die Religion müsse als geoffenbarte aufgegeben werden; Religion müsse vielmehr Philosophie sein. An die Stelle der alten Träger der Offenbarungsreligion haben die Philosophen zu treten. Aber freilich nicht alle Philosophen ohne Ausnahme, nicht die sogenannten Staatsphilosophen, mit denen Horneffer sehr scharf ins Gericht geht, da sie mit der kirchlichen Religion einen faulen Frieden geschlossen haben, sondern die Philosophen, die Nietzsche als ihren geistigen Führer erkennen. Nietzsche ist der Philosoph der größeren Renaissance, die mit Luther begonnen hat, die von Kant fortgesetzt worden ist. Erst Nietzsche hat die Menschheit freigemacht. Bei ihm bestimmt der Mensch frei die Form und den Inhalt des Sittengesetzes. Er bestimmt aus freiem Willen, nach eigenem Wunsch und eigener Überzeugung, was gut sein soll, was wir als wünschbar, als erhaben, als erstrebenswert gelten lassen wollen. Horneffer hat hier die Kleinigkeit vergessen, uns zu sagen, ob wir auch das Recht haben, nach freiem Ermessen festzustellen, was wir für böse halten wollen, und ob wir das Recht und die Macht haben, diese unsere freien Ansichten über das Böse auch der Gesellschaft und — dem Staatsanwalt gegenüber zur Geltung zu bringen. Ich glaube, es liege hier ein kleiner Haken, welcher wenigstens vorläufig der Umwertung aller Werte im praktischen Leben große Schwierigkeiten bereiten könnte. Oder ist Horneffer wirklich bereit, mit der Proklamierung des absoluten Rechtes des Individuums in Sachen der moralischen Werte praktisch Ernst zu machen und aus diesem Grundsatz die letzten Folgerungen zu ziehen?

Außerdem unterläßt es Horneffer, uns im einzelnen zu sagen, worin die von Nietzsche vollzogene Umwertung aller Werte besteht und in welcher Weise diese Umwertung zur Grundlage unseres gesamten Lebens gemacht werden könne. Ja, es klingt doch recht zaghaft, wenn Horneffer meint, nicht wie Nietzsche wertet, sei das Entscheidende, sondern daß er wertet; daß er der Philosophie das Ziel gibt, Werte zu schaffen, das ist das Vorbildliche an ihm. Das ist doch eine recht magere Auskunft. Wir möchten den Philosophen sehen, der nicht in irgend einer Weise Werte geschaffen oder wenigstens geglaubt hätte, Werte zu schaffen, von Platon bis auf Kant und Lotze. Wenn nun doch die Staatsphilosophen — Schopenhauer sagte: Philosophieprofessoren — nach Horneffers Ansicht nicht viel taugen, wenn sie unwahr, lügenhaft, feige sind, wenn Nietzsche nach langer Zeit der erste, wahrhaftige, aufrichtige Mensch ist, nun so war es doch Horneffers Pflicht und Schuldigkeit, uns einen genauen Überschlag über die von diesem epochemachenden Philosophen umgewerteten Werte zu geben, durch die er nach Luther und Kant die größere Renaissance eingeleitet und allererst die Menschen frei gemacht hat. — Das Merkwürdigste ist aber, daß Horneffer selbst bei diesem epochemachenden Philosophen Nietzsche nicht stehen bleibt, daß er ihn zwar seinen Meister nennt, aber der eigenen Nase nachgeht, daß er auf Schopenhauer zurückgeht, auf den Willen zum Leben, den er durch ein neues, Horneffersches Prinzip ergänzt. Also: Nicht Nietzsche, auch nicht Schopenhauer, sondern Horneffer heißt der Philosoph, der dem deutschen Volke die künftige Religion bringt. Schopenhauer und Nietzsche sind Anfänge, ein Same und Keim, Horneffer ist die Frucht und die Vollendung. Horneffer bringt das neue Evangelium, das Evangelium des klassischen Ideals.

Wie kann aber das deutsche Volk für diesen neuen Glauben empfänglich gemacht werden? Was muß geschehen, damit der neue Prophet in seinem Vaterlande und unter den Seinigen Gehör und Aufnahme finden kann?

Die neuere soziale Dichtung.

III.

Bei der mächtigen Zeitströmung der stark dahinflutenden sozialen Dichtung hatten nun die einen schweren Stand, die sich seitabwärts hielten.

Schon Ada Christen hatte den Dichtern, die nichts von sozialer Not wußten, ernste Worte zugerufen, jenen schwärmerischen Romantikern, die von den Drangsalen des irdischen Lebens sich nicht rühren ließen, jenen ausgesprochenen Individualisten, die immer wieder nur ihr kleines Ich bespiegelten. Vergleiche das Gedicht: Not.

All euer girrendes Herzeleid
Tut lange nicht so weh
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Und Leute, die in ihrer Art Bedeutendes schufen, ließ man unbeachtet, oder gar — fallen, da sie dem sozialen Mitempfinden nicht untertan waren.

Das schlagendste Beispiel aus unserer nächsten Nähe ist Arthur Fitger.

Seine Tragödie „Von Gottes Gnaden", die noch 1883, bei der Erstaufführung in Bremen, so mächtig gewirkt hatte, fiel 1890 auf der „Freien Bühne" in Berlin durch. Ich weiß noch sehr gut, wie damals Otto Brahm mit großer Gespreiztheit verkündete: Mit der alten historischen Tragödie ist es nun endgültig aus. — Und gerade dieses Drama hat eine Szene, in der der Fürstin alle die Opfer sozialer Bedrückung und Willkür vorgeführt werden, um ihr zu zeigen, wieviel von ihren Vorfahren an armen Untertanen gesündigt worden ist. So groß die Szene entworfen ist, so sehr lehnte man doch das Stück als Ganzes ab. Der darum schwebende romantische Flitter reizte nicht mehr.

Und 1894 erschien Fitgers Gedichtsammlung: „Requiem. Sie hat, wie der buchhändlerische Ausdruck lautet, wenig gemacht. Den Grund ersehen wir deutlich aus einem Gedicht, das als Antwort auf Fitgers Requiem im „Hamburger Echo" erschien. Es lautet:

Du kämpfst mit Furien und Dämonen,
Du marterst dich in herber Pein,
Das Fieber rast durch deine Adern,
In tiefsten Schmerz versinkt dein Sein:
Das künden deine wilde Strophen,
So sprachgewandt und formenschön,
Daß alle edlen Seelen mit dir stöhnen:
„Welch Jammer ist hier anzusehn!"
Wir aber, arm und gottverlassen,
Wir lachen deiner Prahlerei,

Wie du dich blähst in deinen Schmerzen,
Kokett trotz aller Fieberraserei.
Hast du das wahre Elend je erfahren,
Geschaut der armen Brüder bleiche Not,
Den Riesenjammer, der die Welt durchzittert,
Gehört den Schrei der Angst um täglich Brot?
Dein Seelenleid, es ist so hoch gestiegen,
Weil dir's zu wohl wird in dem warmen Nest.
Komm mit uns in die dumpfen, feuchten Höhlen
Des Lasters, Elends und der Branntweinpest,
Durchwand're mit die fürchterlichen Straßen,
Wo arme Brüder hausen, stumpf und bleich,
Drück einem nur die Hand und einem sei ein Bruder,
Dein Kummer schwindet dann, Freund Schmerzenreich.

Alle, die bis jetzt genannten sozialen Dichtungen begnügten sich der Hauptsache nach das Elend zu enthüllen, Abgründe zu erleuchten, Schäden aufzudecken, ohne weitere Folgerungen daran zu knüpfen. Gewiß erklingt aus ihnen eine Art Notschrei, ein verhallender Ruf nach Hülfe. Aber sie sprechen doch keine Anklagen aus, so sehr im Grunde jede echte Mitleidsdichtung auch Anklagepoesie ist.

Eine Gruppe von neueren sozialen Dichtungen verhehlt nun ihren wahren Charakter nicht. Sie schleudert grimmige Anklagen in die Menschheit hinein. Hierher gehören Lieder von dem bereits genannten Karl Henckell, die Proletarierlieder von Maurice von Stern und besonders das kleine Heft von Mackay: Arma parata fero (Ich halte die Waffen bereit), das unter dem damals bestehenden Sozialistengesetz schleunigst verboten wurde. Die jungen Stürmer von 1890 wiegten sich in dem Glauben, daß der Tag des Kampfes, des Kämpfens auf den Barrikaden, der große Tag der Abrechnung zwischen dem Proletariat und dem Kapital unmittelbar bevorstehe. Mackay schrieb dann bald darauf den großen Roman Die Anarchisten, in dem er besonders ergreifende Bilder schauerlicher Not aus dem Ostviertel in London packend darstellt.

In der neuen Anklagepoesie wurden die Schaffenden von der immer mehr sich bahnbrechenden Erkenntnis geleitet, daß der einzelne lediglich ein Produkt der Verhältnisse ist, daß es also eigentlich eine subjektive Schuld des Individuums gar nicht gibt. Vererbung, Klima, Boden, Umgebung schaffen den einzelnen. Wir kommen damit auf die Ergebnisse der neueren Soziologie, wonach die Gesellschaft für den einzelnen verantwortlich ist. Bezeichnend ist da ein Gedicht von Julius Hart in seinem herrlichen Bande: Triumph des Lebens. In einer Reihe von Gedichten, die mit den Worten beginnen: „Mitten auf einsamem Bühl“, schildert er den Leichnam eines Selbstmörders. Es ist ein ganz ähnlicher Stoff wie bei Liliencron: „Hochsommer im Walde“. Der Leichnam wird Julius Hart zu einem bleichen Kläger, einem toten Richter, der uns alle anklagt:

O, auf unser aller Haupt
fällt dies Menschenblut,
und auf unsren Seelen brennt
deine Todesglut. — — —

Harts Gedicht:

Nicht wehe den Gerichteten! Ich sage:
Wehe den Richtern! Weh allen, die das Schwert ausstrecken . . .

könnte als Motto vor einem neuen Einakter stehen, in dem die Denk- und Empfindungsweise vorgeschrittener Menschen der Neuzeit bezüglich der Todesstrafe so recht zum Ausdruck kommt. Nicht von einem kühnen Umstürzler rührt die betreffende dramatische Dichtung her, sondern von einem gemäßigten Schriftsteller, aber einem auf der Höhe neuzeitlicher Psychologie und Soziologie stehenden Manne. Ich meine den Einakter: Vater Riekmann von Karl Strecker, der auf einer kleinen Bühne in Berlin aufgeführt worden ist, aber sicher auf unsere großen städtischen Bühnen so bald nicht kommen wird. Es handelt sich um den letzten Abend eines zum Tode verurteilten jungen Verbrechers. Ein Pfarrer erscheint, um ihn zu trösten und zugleich ihm aber auch ins Gewissen zu reden. Todesangst peitscht den jungen Sünder. Aber nach wilder Verzweiflung schreit er auf in wilden Anklagen, und trotzig lehnt er dann den Beistand eines Seelsorgers ab, der ihm doch nur die Hölle heiß macht. Dem alten Gefängniswärter gelingt es dann mit seiner überlegenen Ruhe und seiner unendlichen Menschenliebe, den Geängstigten zu beruhigen. Er schläft wie ein Kind ein für die letzte Nacht. Und als der Vorhang sich senkt, hört man die ruhigen Atemzüge des Todgeweihten. — — Die wenig umfangreiche Dichtung ist nicht nur eine fürchterliche Verurteilung über die Art, wie in modernen Staaten noch die Todesstrafe verhängt wird, — sie enthüllt auch soziale Anklagen schwerster Art. Dieselbe Gesellschaft, die erst den Verbrecher schuldig werden läßt, stößt ihn dann tief hinab in Nacht und Verzweiflung.

Wie der erstarkte, immer mehr in die Tiefe eindringende Wirklichkeitssinn in der neueren Zeit die Dichtung umwandelte und selbst auch in ein bis dahin durch schrille Klänge noch nicht entweihtes Schönheitsrevier eindrang, will ich hier noch an einem charakteristischen Beispiele zeigen: an dem großartigen sozialen Gemälde Italien von M. G. Conrad.

Wie ist von jeher in leuchtenden Farben das Sonnenland Italien von deutschen Dichtern besungen, vergoldet, verklärt worden! Von Goethes berühmten Lied an über das Land der Zitronen, der Goldorangen, des sanften Windes, des blauen Himmels, der stillen Myrthe und des hohen Lorbeers bis zu unseren heutigen Schönheitssängern hat es immer tausendfach getönt, wie H. Allmers singt: Italia! Heil dem, der dich betreten. So rufen bis zum jüngsten Tag die Künstler und Poeten! —

Es gibt keinen Winkel in Italien, und wäre er noch so weltabgelegen und — schmutzig, den deutsche Sänger nicht besungen hätten, keine Volksszene, die nicht gepriesen worden wäre. Einen Chimborazo könnte man auftürmen mit deutschen Gedichtbüchern über Italien, denn jeder poetisch veranlagte deutsche Jüngling, der in Italien gewesen ist, bringt von dort einen Band eigener Lieder mit. Und besonders heute wieder zeigt sich dieses Italienertum im Drama. Bei unseren Neuromantikern spielen lediglich die Dramen in Florenz, Rom, Venedig. Es bedarf hier keiner Erwähnung, daß bei dieser Schwärmerei für Italien die Sehnsucht der Männer aus den Nebelländern nach der Sonne des Südens mit zum Ausdruck kommt.

In den Glanz und die Wonne Italiens hinein schritt vor Jahrzehnten auch ein junger Deutscher, so jugendfrisch, so schönheitsdurstig, so begeistert wie nur irgend ein Nordlandsrecke, den die Sonne des Südens gebräunt. Aber er war nicht bloß gekommen, um zu sinnen und zu träumen, um zu schwelgen und zu schwärmen. Im engen Raum eines Berufes als Lehrer mußte er frohnden. Und noch etwas sorgte dafür, daß er hübsch auf dem Erdboden blieb; er selbst stammte aus dem Volke. Und so verlor er sich nicht in himmelblaue Träume, sondern in all der Schönmalerei über Italien fiel sein Blick auf die armen Menschen, die ringsherum im Lande leben. Und je näher er das sonnige, vielgepriesene Italien kennen lernte, desto mehr ging ihm die Not des Volkes zu Herzen, und er schrieb, als er später der Bannerträger einer neuen Kunst in Deutschland geworden war, das große Gedicht, das nun zu all der laut gepriesenen Schönheitswelt Italiens in Malerei und Poesie ein gewaltiges Gegenstück bildet. Dieses Conradsche Italia, ein einziger lauter Notschrei, eine einzige wilde Anklage über alle, die das italienische Volk so verkümmern lassen, schließt mit den erschütternden Worten:

Und vor all dem hülflosen Elend
wandelt sich in Zorn und Verdruß und Ekel
selbst das beste Mitleid und die geduldigste Liebe. —

— — — — — — — — — — —

Ob in der neueren sozialen Dichtung die Flutwelle der letzten Zeit sich senkt oder hebt, ist schwer zu entscheiden. So lange es eine große soziale Not gibt, wird es auch eine soziale Dichtung geben. Einer der neuesten Sänger, Martin Boelitz, erzielte einen solchen Erfolg, daß seine sozialen Gedichte, die er unter dem Gesamttitel London 1901 herausgab, rasch in der dritten Auflage erschienen und nun vergriffen sind.

Und wie alle die Neunmalweisen, alle die Sybillen und Propheten sich getäuscht haben, die da vor einigen Jahren

mit aufatmendem Jauchzen verkündeten: Gott sei Lob und Dank, daß das Schönheitsverlangen in der deutschen Dichtung, insbesondere im Drama, wieder erwacht ist und daß die Zeiten für die Armeleutedichtung, für das soziale Schauspiel mit seiner Elendmalerei vorüber sind, — wie alle diese Schönheitswächter und Literaturkünstler vom flutenden Leben draußen keine rechte Vorstellung hatten, das beweist die Tatsache, daß im Winter 1905/06 im Bremer Stadttheater binnen weniger Wochen nicht weniger als drei Neuheiten herauskamen, die alle drei soziale Dramen sind, die uns in die tiefsten bürgerlichen Klassen versetzen und die Nöte und Gefahren der letzten Schichten unserer Bevölkerung enthüllen. Drei ganz verschiedene Autoren begegneten sich darin, daß sie Mitleid hegten mit den Ärmsten und Unglücklichsten, heißes soziales Mitempfinden, aus denen heraus ihre eigenartigen Dramen entstanden. Zuerst kam der junge Dichter Heinrich Lilienfein, der seinen Stoff zu seiner fünfaktigen Tragödie Berg des Ärgernisses einer Umgebung entnahm, für die sich eben in unserer Zeit sozialer Reformvorschläge und des immer stärker erwachenden sozialen Mitempfindens immer mehr Verständnis entwickelt. Der Berg des Ärgernisses ist ein Heim für fahrende Brüder und entlassene Sträflinge in der Nähe einer schwäbischen Landstadt. Zu den Kretins, Verrückten und kranken Leuten, von denen einst Heinrich Seidel tadelnd sagte, daß sie die Helden der Dichter von heute seien, sind nun noch die Sträflinge gekommen. Aber diese armseligen Figuren haben mich unendlich mehr erschüttert als alle die mit allerhand Flitter ausgeputzten Gestalten in neuzeitlichen neuidealistischen Schönheitsdramen. Kurz nach Lilienfeins tiefergreifender Tragödie, die eine echte Dichtung ist, soviel man auch dagegen sagen mag, kam Sudermanns Schauspiel Stein unter Steinen, das ich entschieden zu den besten Dramen rechne, die der so erfolgreiche Theaterschriftsteller überhaupt geschrieben hat. Der Held des Stückes, wenn man hier von einem solchen reden darf, ist ein entlassener Sträfling. Das dritte soziale Stück war Clara Viebigs Einakter Eine Zuflucht, der vielleicht in Bremen vor etwa noch zehn Jahren auf der Bühne ausgezischt oder mit hoher Entrüstung abgelehnt worden wäre, der aber jetzt, da schon andere Zeiten gekommen sind, seine tiefe Wirkung nicht verfehlte. Hauptperson eine Gefallene, die am Ende aus dem Asyl wieder in wilder Wut hinausstrebt. Mit armen Bettelsuppen und gelegentlichen Almosen ist solchen Unglücklichen nicht zu helfen. Laßt sie nicht schuldig werden! tönt es gewaltig aus der erschütternden Lebenswahrheit dieses Dramas.

Wo so viele neue soziale Dramen entstehen, ist eben der Beweis geliefert, daß das hier in Betracht kommende Gebiet ein so ungeheuer großes und mannigfaltiges ist, daß es von unseren Dichtern nie ganz erschöpft werden kann. Und auf einen Punkt muß ich am Schlusse noch hinweisen. Gewiß ist hier besonders die neuere soziale Dichtung in Betracht gekommen, soweit sie sich namentlich auf die untersten Stände, namentlich auch auf die in der Neuzeit so anschwellende Fabrikbevölkerung bezieht. Aber es wäre ein großer Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß die mittleren und höheren Schichten unserer Bevölkerung von dieser neuen sozialen Dichtung ausgeschlossen seien.

Ein weites, kaum übersehbares Gebiet auch tut sich vor unseren Augen auf, wenn wir die soziale Dichtung überblicken, die die Stoffe aus dem Mittelstande und den oberen Klassen nimmt. Doch dies Gefild zu beleuchten, sei einer späteren Aufgabe vorbehalten. Ludw. Bräutigam.

Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein.

Ein Glaubensbekenntnis.

IV. Protestantismus.

„Wider das Gewissen zu handeln ist unsicher und gefährlich.“ „In den Sachen, Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit belangend, muß ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, also daß sich des Orts keiner auf anderer minders oder mehrers Machen oder Beschließen entschuldigen kann.“ In diesen Worten, die von Worms und Speier in die Welt hineinhallen, ist das Prinzip des Protestantismus ausgesprochen. Wer Ernst mit ihm macht, vollen Ernst, ohne Furcht, ohne Wenn und Aber, ist ein Protestant. Ein Protestant, d. h. in den Augen aller irgendwie katholisch Empfindenden und Gebundenen ein „Neinsager“, ein „Subjektivist“, ein „Kirchenzerstörer“, ein „Christentumsverleugner“, vielleicht gar ein „Religionsverächter“. Je nach dem Grade des katholischen Einschlags in ihre evangelische Glaubensstimmung. Ein Protestant, d. h. ein Mensch mit gottfrohem Sinn, klarem Kopf, hellen Augen, ein Idealist im besten Sinne des Wortes für alle, welche der Meinung sind, daß das Protestieren gegen jeden Zwang auf geistigem, insbesondere religiösem Gebiet nicht nur immer wieder nötig und von Segen ist, sondern vor allen Dingen der wahren Religiosität erst die Möglichkeit lebendiger Betätigung schafft. Wiederum je nach dem Grade verschieden, in dem der einzelne Protestant den Gamalielglauben sich zu eigen macht: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen.“

Protestantismus ist ein Prinzip. Das entgegengesetzte Prinzip ist Katholizismus. Hier gebunden an eine Autorität von außen her, sei es Papst, Konzil, Überlieferung oder Bibel, Bekenntnis, Dogma, dort gebunden einzig an die Autorität im eigenen Innern, das Gewissen. Hier das: Roma locuta res finita, dort das: hier stehe ich, ich kann nicht anders. Hier Barrieren: Bis hierher und nicht weiter, dort Freiheit und Fortschritt einzig im Gottesdienste des Geistes und der Wahrheit.

Orthodox und liberal sind schlecht gewählte Schlagworte, sofern sie einen prinzipiellen Gegensatz aussprechen sollen. Wer aus Überzeugung am alten Glauben hängt, weil er sich in seinem Gewissen gebunden fühlt, der ist Protestant. Wer sich liberal nennt, weil er „moderner“ denkt und redet, aber irgend welchen Rücksichten zuliebe sich scheut, für seine Überzeugung einzustehen, ist kein Protestant, auch wenn er dem Protestantenvereine angehört.

Protestantisch und liberal ist im letzten Grunde dasselbe. Manch ein orthodoxer Altgläubiger ist liberaler als ein sogenannter Liberaler, der verächtlich auf den Rückständigen zurückblickt. Viele von denen, die sich heute Liberale nennen, sollten sich lieber Philister nennen. Sie haben diese oder jene Meinung aufgegeben, sie haben „modernere“ Ansichten, weil das Mode ist, sie haben ein weiteres Gewissen gegenüber Sitte und eigenem Lebenswandel, sie haben Freude daran, wenn man das Alte bekämpft, weil es alt ist und das Neue preist, weil es neu ist, aber im Grunde ihres Herzens sind sie matt und gleichgültig, kleinlich und geistesträge und dabei so unduldsam, so engherzig, so spießbürgerlich, daß sie vor jedem freien Wort, vor jedem Menschen, der es wagt, eigene Wege zu gehen, erschrecken und nach dem Büttel und ihrer „sittlichen Entrüstung“ schreien. Ich bin entweder liberal oder bin es nicht. Welch eine Sinnverwirrung ist doch das törichte Gerede: „Der ist mir zu liberal, ich bin liberaler als Herr Meyer, aber nicht so liberal wie Herr Schulze.“ Ob ich in meinen Ansichten so weit oder nicht so weit gehe, weil ich eben nicht gegen meine Überzeugung kann, das ist etwas ganz anderes. „Du sollst glauben, nicht weil es mit deiner Überzeugung übereinstimmt, sondern weil der Papst, die Kirche, das Bekenntnis, die Wissenschaft, die Meinung der Masse, der berühmte Professor es sagt“, — wer so spricht oder denkt, mag sich nennen wie er will, nur nicht protestantisch oder liberal.

Ich bin Protestant und liberal. Ich will meiner Überzeugung treu sein, auch wenn sie dir nicht gefällt. Erscheint sie dir falsch, überzeuge mich. Gelingt dir das, dann will ich der erste sein, der widerruft. Ob, was ich sage und tue, taktisch richtig, wider die Meinung Vieler oder Weniger ist, ob ich damit Verwirrung anrichte oder

Segen, — ich will mich immer wieder vor meinem Gott und meinem Gewissen ernstlich prüfen, ob ich Rücksicht und Nachsicht üben kann, ob sich die Meinung, welche ich vertrete, mit meinem Amte, meiner Stellung, mit den Grundsätzen der Vereinigung, deren Mitglied ich bin, verträgt, aber so ich nicht in meinem Gewissen überwunden bin, so lange bleibe ich oder weiche nur der Gewalt. Aber mit Protest.

Protestant sein heißt tolerant sein. Weil ich meiner Überzeugung allein gehorche, einzig meinem Gewissen verantwortlich bin, verlange ich von niemandem, daß er meine Überzeugung teilt. Ich werde vielleicht alles aufbieten, um viele zu überzeugen, aber ich werde jedem, und wäre er mein entschlossener Gegner, das Recht zuerkennen, seine Überzeugung zu haben und zu vertreten. „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse (oder unrichtig) ist; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23).“ Wenn wir nur recht viele überzeugungstreue Protestanten hätten, wenn nur das A und O unserer Kindererziehung wäre: „Sei wahr und ehrlich“, wenn nur die Menschen von heute wieder das Vertrauen haben dürften, daß wir Pastoren nichts gegen unsere Überzeugung zu sagen und zu tun brauchten, nichts wider den heiligen Geist der Wahrhaftigkeit redeten und täten, dann wären wir auf dem Wege zur Einigkeit und Einheit. Dann dürften wir unbedingte Lehrfreiheit nicht nur als Ideal für die Zukunft aufstellen, wir dürften sie laut fordern. Und aus all der Mannigfaltigkeit, all dem Widerstreit der Meinungen heraus tönte doch ein gemeinsamer Klang: Wir wollen echte Männer und Frauen, starke Persönlichkeiten sein. Und wir fänden des Gemeinsamen genug, das persönliche Verdächtigen hörte auf, Achtung und Ehrfurcht vor dem Gewissen des anderen verschlösse den Mund und einer wetteiferte mit dem anderen, den Weg zu finden, der höher führt, Gott entgegen.

Das hat Jesus geglaubt, Paulus hat's ausgesprochen in seinen besten Stunden, Luther und Zwingli haben's verlangt, wenn sie als Propheten redeten, wir selbst ersehnen und fordern es, wenn wir auf der freien Höhe stehen, — warum schämen wir uns denn, Protestanten zu sein? Warum seid ihr denn mit einem Male so bange vor der Zukunft, warum zittert ihr vor einem kühnen Wort, warum meint ihr denn, daß die Wahrheit unterdrückt werden könne, warum scheltet ihr die Nichtchristen und Atheisten, Friedensstörer und Gotteslästerer, die eure Behaglichkeit stören? Seid ihr denn wirklich solche Philister und kleinen Glaubens? Sollten denn wirklich die von euch Geschmähten stärker an Glauben, bessere Protestanten sein als ihr?

Aber die Kirche? Ich will euch ein Wort sagen, ehrlich, laut und ohne Scheu. Mögt ihr darob auch erschrecken und die Hände zusammenschlagen. Ein Wort, daran vielleicht die Geister sich scheiden: „Eine Kirche, die den Protestantismus nicht ertragen kann, die auseinanderbricht, wenn hier und da allzufreie, meinethalben gefährliche Reden erschallen, ist wert, daß sie zu grunde geht.“

Und damit kehre ich zu dem Punkte zurück, den ich mit Beginn dieses Abschnittes verließ, zu der Frage, wie ich mir die Wiedergeburt der evangelischen Kirche denke. Die Reform muß in der Gemeinde beginnen. Wir müssen selbstständige Gemeinden haben, die ihre kirchlichen Angelegenheiten selber verwalten, ihre Behörden und ihre Pastoren selbständig wählen. Vorkommnisse wie die Fälle Weingart und Römer müssen unmöglich werden. Aber so lange die Gemeinden regiert und bevormundet werden und sich das gefallen lassen, ist die Hoffnung auf Besserung der kirchlichen Zustände sehr gering. Die Gemeinden müssen protestieren und im Notfall sich — ohne aus der Kirche auszutreten — außerhalb der Kirche um den Mann ihres Vertrauens scharen. Ich rede nicht den freien Gemeinden das Wort, aber ich möchte Gemeinden, an deren Protestantismus konsistoriale Brutalität ebenso wie oberkirchenrätliche Diplomatie scheitert. Jede Gemeinde habe ihre Ordnungen und ihr Bekenntnis auf Grund ihrer Geschichte, jede Gemeinde suche sich den ihr genehmen Geistlichen, sie sollen sich gegenseitig auf Herz und Nieren prüfen, sie mögen ihre gegenseitige Freiheit sich wahren durch entsprechende Verträge, aber der Bekenntniszwang muß fallen, eine Verpflichtung auf ein Dogma, eine Lehrverpflichtung ist unprotestantisch, Protestanten können nur verpflichten und verpflichtet werden auf ihr Gewissen. Dem Geistlichen gebe die Gemeinde „Prophetenrecht“ und gewöhne sich ab, nach Ketzereien zu spüren, der Pastor fühle die hohe Verantwortlichkeit seines Amtes und vergesse nie, daß es leichter ist, die Geister zu verwirren als zu führen. Aber das alles kann doch nur werden in Freiheit. Gewissen und Überzeugung ertragen nun einmal keinen Zwang. Darum haben wir so viele Geistliche, deren Überzeugung regiert und reguliert die Behörde, und deren Gewissen ist gebunden durch den Buchstaben der Bekenntnisse. Und darum haben wir so viele Gemeinden, in denen die meisten der Besten grollend oder gleichgültig fernstehen und wo „die Schwachen im Glauben“ sich zu Denunzianten ausbilden.

Der Minorität werde stets nach Möglichkeit ihr Recht gewahrt. Ist's damit voller, heiliger Ernst, dann werden auch die Mittel und Wege dazu sich finden. Es gibt andererseits so viel gemeinsame Interessen und Erlebnisse in einer Gemeinde, daß trotz mancher Differenzen, trotz scharfer Gegensätze, das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht gestört zu werden braucht. Im übrigen weise ich auf Sulzes Vorschläge hin. Aus solchen lebendigen Gemeinden kann erst Leben überströmen in die Kirche. Sie bringen frisches Blut in den erstarrten Organismus hinein. Möglich, daß vor diesem Leben gar vielerlei zusammenbricht. Das schadet nichts. Was kein Frühlingsleben ertragen kann, ist zum Tode bestimmt. Möglich, daß man sich oben wehrt. 's wird auf die Dauer nicht viel nützen. Dem Leben gehört immer der Sieg. — Des weiteren will ich mich nicht über Reformvorschläge aussprechen; alles hängt ab von der Wiedergeburt der Gemeinde. Gemeinden schaffen größere Gemeinschaften, sie bringen Vertreter ihrer Ideen in die kirchlichen Körperschaften, schaffen Rumor und Entsetzen, endlich doch neue, bessere Ordnung für lange Zeit. —

Jetzt sollt ihr aber nicht sagen: „das ist unfruchtbarer Idealismus. Das ist praktisch unmöglich. Das ist eine Verkennung der Dinge und Menschen, wie sie tatsächlich sind.“ Ihr sollt nicht lächeln und mich belehren über die Wertlosigkeit der Ideal- und die Notwendigkeit der Realpolitik. So sollt ihr nicht sagen. Ich mag's nicht ertragen. Denn das weiß ich ja alles. Aber gerade weil ich das weiß, glaube ich, daß es nur besser werden kann, wenn wir, ein großes Ziel vor Augen und glühende Begeisterung in der Seele, unsern Blick auf dies Ideal richten und dann versuchen, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Geradedurch! Und die prinzipielle Forderung — Protestantismus — nie vergessen! Immer wieder laut verkündet! Keine Konzessionen machen! Nicht mit Halbheiten zufrieden sein! Die Ängstlichen zurücklassen! (Können den Landsturm befehligen.) Für den Protestantismus werben und in den Gemeinden arbeiten, so weit es irgend möglich ist!

Persönliche Frömmigkeit, Überzeugung, Gewissen und Freiheit! Ist Protestantismus nicht Christentum? Ist's nicht der Geist Jesu, des Jesus, der die Geißel schwingt im Vorhofe des Tempels und der spricht: „Brecht diesen Tempel ab, ich will ihn in dreien Tagen wiederbauen?“ Mir bangt nicht, wenn ich's krachen höre in den Fugen der Kirche. Ich bin Protestant. Das Reich muß uns doch bleiben.

Vegesack. Baars.

Der Heimgarten.

Von Friedrich Zimmer.

I.

Unsern Heimgarten wollen Sie sehen? Kann's begreifen, daß gerade Sie dazu kommen.

Inwiefern das?

Weil gerade Sie dafür mehr Verständnis mitbringen, als selbst viele unserer Geschlechtsgenossinnen. Umsomehr bedaure ich, Ihnen den Heimgarten nicht zeigen zu können, denn gegen Männer sind wir sehr verschlossen.

Aber warum soll er uns Männern unzugänglich bleiben? Ich denke, die Frauenbewegung legt gerade darauf Wert, daß die beiden Geschlechter nicht mehr so getrennt werden! Warum also der Heimgarten nur für Frauen?

Ja, denken Sie, auch den Frauen ist er lange nicht allen offen; wer von ihnen hinein will, wird erst sehr sorgfältig geprüft.

So ist der Heimgarten ein Frauenklub mit strenger Ballotage?

Viel mehr als das, — er ist eine Schwesternschaft.

Eine Schwesternschaft? Und Sie gehören dazu? Sie tragen doch aber keine Schwesterntracht! Kann die fehlen? Denn das ist doch gar keine Frage, daß die gemeinsame Tracht die Zusammengehörigkeit zu einer Schwesternschaft nach außen bekundet.

Schon recht! Aber bestenfalls ist die gleiche Tracht nur der Ausdruck für das, was die Hauptsache ist, für die gleiche Gesinnung. Wird aber die Gesinnungsgemeinschaft dadurch stärker, daß die Schwesternschaft äußerlich von andern abgeschlossen wird? Sie wissen ganz gut, wieviel Äußerlichkeit mit der nach außen hin auffallenden und abschließenden Tracht verbunden ist.

Das leugne ich nicht; aber die gleiche Tracht ist doch eben ein Kennzeichen für die innere Geistesgemeinschaft, und wer dieses Zeichen trägt, möchte es nicht entbehren. Ich kenne mehr als einen Fall, daß solche Schwestern, die anfänglich sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen mochten, Tracht anzulegen, nachher sich nicht entschließen konnten, sie wieder abzutun.

Gewiß; ein Zeichen muß eine Schwesternschaft haben, an dem sich ihre Mitglieder unter einander erkennen. Aber warum sollen nun auch gleich alle andern Leute wissen, wer zur Schwesternschaft gehört? Warum soll es nicht ausreichen, wenn man nur unter einander weiß, daß man zusammen gehört und im übrigen unerkannt durch die Welt geht? Ich denke, das ist das Trauliche der urchristlichen Gemeinden, daß sie eine Gemeinschaft bildeten, die nicht im öffentlichen Auftreten, auch nicht im Kirchgang, geschweige denn in Prozessionen, der Menge vor Augen kam, sondern sich in der Stille in heimlichem Gezelt, womöglich in Katakomben versammelte, aber unter einander aufs engste zusammenhielt durch die Gemeinschaft der G e s i n n u n g.

Nun, man kannte sie doch auch nach außen!

Ganz recht — eben an den Früchten ihrer Gesinnung, an ihrer Liebesübung und an ihrem Märtyrertum. Am Ordensgewande aber, wie die Nonnen, Diakonissen und Diakonieschwestern, und an Band und Mütze, wie die farbentragenden Studentenverbindungen, konnte sie niemand erkennen. Sie hatten ein anderes Kennzeichen als „Symbol“, das nur für sie galt, nur ihnen bekannt war, nicht denen draußen. Und so halten wir es auch.

Sie haben also ein Symbol, ein gemeinsames Bekenntnis?

In diesem Sinne habe ich das Wort Symbol nicht gemeint. So ist das Wort ja erst in der Weltkirche verstanden worden; ursprünglich war es, wie Sie wissen, nichts anderes, als ein Kennzeichen, ein Erkennungsmittel für diejenigen, die sich durch dasselbe als Glied derselben Gemeinschaft erkannten. Und so haben auch wir unter einander ein Erkennungsmittel, aber kein Bekenntnis, denn nicht die Gemeinsamkeit von Dogmen bindet uns, sondern die der Gesinnung. Unser Bekenntnis ist unser Leben.

Schön gesagt — aber reicht das auch aus? Es ist mir schon fraglich, daß ein Erkennungsmittel genügen soll, an dem sich nur die Zugehörigen selbst kennen, während es andere nicht verstehen.

Sind denn wirklich nur diejenigen Menschenkinder durch wahrhaft innige Liebe mit einander verbunden, die Verlobungsanzeigen herumgeschickt haben und zum Zeichen ihres Brautstandes den Goldring am Ringfinger tragen? Hat nicht vielmehr das Volkslied recht:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als h e i m l i c h e Liebe, von der niemand nichts weiß?

Das ist uns gerade besonders lieb, daß nicht jeder weiß, wer in unseren Kranz geflochten ist, soll heißen, wer zu unserem Heimgarten gehört, — wir selbst wissen es um so besser.

Nun, es mag sein; so etwas zeigt schließlich immer nur die Erfahrung. Wenn nun aber Ihr Heimgarten kein Haus und keine Anstalt ist, wie ich geglaubt hatte, sondern eine Schwesternschaft, — auf welchem Gebiet arbeitet denn die Heimgarten-Schwesternschaft?

Auf dem Gebiet der S e l b s t e r z i e h u n g. Damit hängt unmittelbar zusammen, daß alle Glieder dieser Gemeinschaft nach Kräften auch an der V o l k s p f l e g e mithelfen wollen. Eines folgt aus dem andern:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten!“

und umgekehrt: Man würde in aller sozialen Arbeit ein gut Stück weiter sein, wenn jeder bei seiner sozialen Tätigkeit zuerst bei sich selber einsetzen wollte. So sind wir alle, jede nach ihrer Veranlagung und ihren Mitteln, in der Volkspflege tätig. Das wird Sie ja besonders interessieren, denn bei allen Ihren Einrichtungen war und ist die eigentliche Absicht doch: die Verwertung der in den gebildeten Frauen brach liegenden Kraft zu nützlicher — ihnen selbst wie den anderen dienender — Tätigkeit, und zwar f r a u e n h a f t e r Tätigkeit, wie sie die Volkspflege bietet.

Ganz recht! Für die Frauen, die in der Ehe ihren Beruf nicht finden, kann ich mir keinen idealeren und zugleich frauenhafteren Beruf denken, als die Arbeiten in der Volkspflege. Aber welche dieser Arbeiten übernimmt nun der „Heimgarten“?

Das überlassen wir den Einzelnen selbst. Wir behandeln es nur als eine selbstverständliche Ehrenpflicht für uns alle, in der Volkspflege tätig zu sein, wobei in der Wahl und der Bearbeitung ihrer Arbeitsfelder den Einzelnen der „Heimgarten“ mit Rat, Unterweisung und sonstiger Unterstützung hilft. So sind die Einen auf den verschiedenen Gebieten der Gesundheitspflege tätig, andere in der Erziehung, wieder andere in der Kunstpflege; wirtschaftliche, staatsbürgerliche, sittliche, religiöse Volkspflege, — alles dieses hat bei uns Förderung und Vertretung, aber der „Heimgarten“ als s o l c h e r bearbeitet kein einzelnes Gebiet der Volkspflege. In unserem B e r u f sind wir ganz verschieden. Größtenteils sind die Schwestern unverheiratet und haben selbständigen Beruf, wie Lehrerinnen, Künstlerinnen oder in Handel und sonstigen Erwerbszweigen Tätige. Andere sind verheiratet, finden ihren Beruf im Haus, aber bei uns suchen und finden auch diese noch etwas, was ihnen das Haus nicht ganz so bietet. Unsere Schwesternschaft ist eben zunächst eine Gemeinschaft der Selbsterziehung.

Eine „Gemeinschaft der Selbsterziehung“? Noch verstehe ich nicht ganz, wie dies gedacht und durchgeführt ist, aber jedenfalls lasse ich dann die Bezeichnung „Schwesternschaft“ gern gelten. Denn gerade in der innigen, erzieherischen Gemeinschaft besteht, denke ich, das Wesen wahrer Schwesternschaft. Sie nennen sich also unter einander „Schwestern“?

Gewiß, unter einander, aber auch eben nur unter einander. „Schwester“ ist uns, wie bei leiblichen Schwestern, die gegenseitige Bezeichnung der Schwestern, aber nicht ein Titel, der ihnen von Fremden gegeben wird. Nach außen bleibt's beim „gnädigen Fräulein“, „Frau Geheimrat“ usw. Und wenn wir von Ihren Diakonie- oder Frauendienst-Schwestern welche unter uns hätten, so würden diejenigen, welche es zur Seminar- oder Bezirksoberin gebracht haben, nach außen den Oberinnentitel nicht einzubüßen brauchen; unter einander gibt's freilich keine „Frau Oberin“, sondern nur „Schwestern“.

Könnten denn Angehörige einer anderen Schwesternschaft am Heimgarten teilnehmen?

Warum nicht? Man kann allerdings nicht gleichzeitig in zwei Mutterhäusern sein, oder in einem Mutterhause und zugleich im Frauendienst oder Diakonieverein. Aber die Aufnahme in den Heimgarten wird durch Zugehörigkeit zu einer von diesen Organisationen nicht ausgeschlossen. Nur wird für die meisten von den Letzteren wohl kein Bedürfnis dafür vorliegen, sich dem Heimgarten anzuschließen.

Ich verstehe: die Mutterhäuser und die berufsgenossenschaftlichen Schwesternschaften — ich meine den Ev. Diakonieverein und den Verein Frauendienst — verbinden mit einander zwei Aufgaben: erstlich die Berufsgemeinschaft mit der Ausbildung zum und der Sicherstellung im gemeinsamen Beruf, und zweitens die Erziehungsgemeinschaft. Der Heimgarten will nur die letztere, während umgekehrt die sogenannten wilden Schwesternschaften, die Gewerkschaften und die Standesvereine, nur eine Berufsgemeinschaft darstellen.

Ganz recht! Verstehen Sie nun, weshalb ich es so begreiflich finde, daß gerade Sie von unserem Heimgarten Kenntnis haben wollen?

Natürlich; denn das ist ja seit langem für mich eine Aufgabe gewesen, an deren Lösung ich schier verzweifelte, die Aufgabe, denjenigen Frauen, die ihre feste Berufsstellung haben und in dieser keinen berufsgenossenschaftlichen Rückhalt brauchen, doch den Rückhalt einer echten Schwesternschaft zu ermöglichen. Ich komme eben von dem Gedanken nicht los, daß die Frau, der die Ehe versagt bleibt, für den Rückhalt in derselben den möglichsten Ersatz finden muß. Nun kann der Beruf mit seinem Lebens-unterhalt und -inhalt der unverheirateten Frau, wenn er wirklich den Namen Beruf verdient, wohl die Berufstätigkeit der Ehe ersetzen, — und gerade deshalb verweise ich die unverheirateten Frauen immer wieder auf die Arbeiten der Wohlfahrtspflege, weil in ihnen die Frau gleichsam in einer öffentlichen Familie dieselben Aufgaben zu erfüllen hat, wie die verheiratete als Gattin, Mutter und Hausfrau ausübt —; aber den Rückhalt, den die Ehefrau in ihrer Familie ebenso sucht und findet, wie der Ehemann, der doch auch mit seinem Berufsleben allein nicht zufrieden ist und in der Ehe etwas anderes sucht, als was ihm der Beruf bieten kann, diesen Rückhalt, den eine gut eingerichtete Schwesternschaft ihnen gewährt, den bedürfen auch die alleinstehenden Frauen, die außerhalb einer Schwesternschaft ihren Beruf finden.

Und eben den finden wir im Heimgarten. Sie haben genau das angegeben, was wir wollen.

Vom Büchertisch.

Arndt Scheller. Die pädagogische Bedeutung der lutherischen Erklärung des ersten Hauptstücks. Leipzig, G. Strübigs Verlag (M. Altmann). 1905. 34 S.

Scheller zeigt die Bedeutung von Luthers Erklärung zum 1. Hauptstück vom christlichen, nationalen und pädagogischen Gesichtspunkt und geht dann auf den pädagogischen Wert derselben genauer ein. Wir sollen von Luther lernen, alles aus dem Unterrichtsstoff auszuscheiden, was nicht unmittelbare Bedeutung für die Kinder hat, und alle allgemeinen abstrakten Begriffe zu vermeiden, um möglichst konkrete Einzelforderungen zu stellen. Gefühlsregungen dürfen überhaupt nicht gefordert werden; statt dessen ist zu Tätigkeiten anzuleiten, durch deren fortgesetzte Übung die Tugenden gefördert werden. Ziel des Unterrichtens muß stets die Lösung eines Problems sein. Wie der Verfasser das meint, deutet er durch eine Reihe von Beispielen zum 2. bis 8. Gebot, die manchen beachtenswerten Wink enthalten, an. Zur Illustrierung der Forderungen reicht die biblische Geschichte nicht aus; das Leben selbst muß helfen, Anschauungsmittel zu bieten. Jesus ist uns darin das beste Vorbild. — Das etwa sind die recht lesenswerten Gedanken des Verfassers. Es stände gewiß um vieles besser mit unserer Jugenderziehung, wenn der Unterricht mehr Sch.'s Wünschen entspräche. Hachmeister.

Carl Bonhoff. Predigten. Zweite Sammlung. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1904.

Diese Predigten zeigen einen fein gebildeten Prediger und setzen eine ebenso gebildete Gemeinde voraus. Auch der anspruchsvollste Hörer oder Leser findet wohl in jeder der vorliegenden Predigten etwas. Drei Predigten zeigen uns die Persönlichkeit des Propheten Jeremia in seiner Berufung, seiner Enttäuschung, seinem Ideal, und sind sehr geeignet, Interesse für die gewaltigen Prophetengestalten Israels, die wohl von den Gemeinden noch immer viel zu wenig in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt werden, zu wecken. Die nächsten sieben Predigten sind unter der Überschrift „Jesus" zusammengefaßt und zeichnen ein wundervolles Charakterbild des Meisters, wie er durch Kampf zum Siege kam, wie er, selber stark, uns zur Stärke erziehen kann, wie er uns mit Gott versöhnen will. Daran schließen sich endlich vier Predigten, welche Wesen und Wandel der „Jüngerschaft" beleuchten und des Christen ernste Lebensaufgaben, so z. B. seine priesterliche Bestimmung oder das stille Wesen seiner Frömmigkeit, in vortrefflicher und wahrhaft erhebender Weise schildern. Diese dogmatisch freien, aber von großer religiöser Tiefe und Wärme getragenen Predigten verdienen einen weiten Leserkreis, sowie sie gewiß viel dankbare Hörer gehabt haben. Hachmeister.

Abr. Amirchanjanz (Missionar in Varna, Bulgarien). Der Koran, eine Apologie des Evangeliums. Gütersloh, Bertelsmann. 1905. 45 S.

Soweit diese fleißige Studie die Verworrenheit, Gedankenarmut und die literarischen Ungeheuerlichkeiten des Koran beleuchtet, ist sie recht brauchbar und zeugt von der genauen Bekanntschaft des Verfassers, der früher selbst Mohammedaner war, mit dem Islam. Seine kritische Untersuchung über die Entstehung des Koran ist sogar äußerst scharfsinnig und ließ den Verfasser berufen erscheinen, an der kritischen Würdigung auch der biblischen Schriften und ihrer Entstehung mitzuarbeiten. Aber er selbst würde sich gegen diesen Beruf wohl verwahren; denn den biblischen Schriften gegenüber nimmt er, wurzelnd in massivster Orthodoxie, eine so knechtisch-abhängige Stellung ein, daß er über die Evangelien beispielsweise geradezu kindische Anschauungen äußert („der Fischer Johannes hat die tiefsten göttlichen Wahrheiten in rein historischer und schön logischer Form geschrieben", S. 21) und dadurch den Wert seiner Polemik bedeutend herabmindert. Gelegentlich tut er dies auch durch Übertreibungen und Ungerechtigkeiten gegen den Koran, so wenn er (S. 26) schreibt: „die vielen Widersprüche in letzterem verdienen . . . solche verachtungsvollen Witze", wie sie nämlich die mohammedanischen Freidenker bereits im Mittelalter über den Koran zu machen pflegten. Diese hämische Art und Schadenfreude ist wenig christlich, bei aller Rechtgläubigkeit! Die brauchbarste Partie der Schrift ist die Zusammenstellung biblischer Reminiszenzen, die im Koran vorkommen (S. 33—40).

Berlin. Francke.

Jugendpredigten zur Bergrede Jesu. Von G. Freybe, Hülfsprediger am Dom zu Bremen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1906. 2 Mk., geb. 2,60 Mk.

Diese auf freierem Standpunkt stehenden Predigten kann man als ein Muster bezeichnen, wie schwierige Gedanken des Evangeliums in edler Popularität verständlich zu machen und den Herzen nahe zu bringen sind. Aber diesen Zweck erfüllen sie nach unserem Empfinden doch eigentlich mehr für schon Herangewachsene, denn für Kinder. Für das kindliche Verständnis dürfte als Regel gelten: Der Gedankenkreis darf nicht so umfangreich sein und über eine gewisse Grenze der Apperception nicht hinausgehen. Und das Dargebotene muß in einfachste Form gegossen und in kleine Sätze zerlegt werden.

Die von Wintzingerode, Roman aus dem 16. Jahrhundert. Von Paul Schreckenbach. 438 S. 4 Mk., geb. 5 Mk. Pöschel u. Kippenberg. Leipzig 1905.

Die Anzeige dieses nicht bloß interessanten, sondern wirklich bedeutsamen Romanes in unserem Blatte ist leider durch ein Versehen verspätet. Zu spät, d. h. so, daß sie überflüssig geworden, kann sie ja nicht sein, da solches Buch immer seinen Wert behält, es wäre nur wichtig gewesen, unsere Leser bald bei dem Erscheinen des Werkes und also noch vor Weihnachten darauf aufmerksam zu machen.

Mit Recht ist von dem Roman gesagt worden, daß er nicht, wie es wohl manchmal in sogenannten „historischen" Romanen geschieht, „aus Ruinentrümmern ein modernes Gebäude fügt". Ausgiebige Studien reichhaltiger Familien-Archive haben ihre objektive Macht über den Dichter geübt, der dabei doch nicht aufhörte, ein Dichter zu sein. So haben wir an dem lutherischen Pfarrer bei aller liebenswürdigen Menschlichkeit doch die konfessionelle Härte des eben gebildeten Luthertums, das katholische Kirchenerbe; in den katholischen Persönlichkeiten, sowohl bei den feingebildeten, auch im Gemüte feinen Jesuiten, wie bei dem groben Pfarrer die Unsittlichkeit des Fanatismus in ihrer ganzen Furchtbarkeit; wir haben den Kirchenfürsten, der keine Schranke für sein Begehren kennt, den Renegaten in seiner Widerlichkeit; auch bei der herrlichen Hauptgestalt die tiefe evangelische Begeisterung doch mit unerbittlicher Gegensätzlichkeit und Mißachtung gegen den Katholizismus verbunden, aber gerade bei dem streng lutherischen Laien doch auch das Bewußtsein, daß über die konfessionelle Spaltung hinüber eine menschliche Brücke führe, und bei dem Flüchtling aus der kalvinischen Kirche den Gedanken einer Höhe über dem dogmatischen Streit.

Mahnung zum Fortschritt im Evangelium der Wahrheit und der Liebe, Warnung vor dem unerbittlichen Hasse und rücksichtslosem Eifer Roms gegen den Protestantismus vernehmen wir deutlich genug aus dieser Erzählung vom Kampfe Roms um das Eichsfeld, in dem der unterliegende Held, der hochragende Wintzingerode, der Sieger ist im Geiste.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 26.
Berlin Bremen. 30. Juni 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die Kampfesweise der Orthodoxie. — Der Altkatholizismus. III. — Nachrichten. — Anzeigen.

Die Kampfesweise der Orthodoxie

wird beleuchtet durch einen Bericht, den sich der „Evangelisch-Kirchliche Anzeiger“ 1906 Nr. 24 S. 240 über die Kreissynode Berlin Stadt II leistet. Da heißt es: „Klipp und klar wird hier gegen die ‚Lehre‘ in der Kirche Stellung genommen und die ‚Gesinnung‘ präkonisiert, wohl aus dem Gefühle heraus, daß die ‚Gesinnung‘ der modernen Theologen der ‚Lehre‘, die zu lehren sie übernommen, nicht mehr entspricht!“ In der Erklärung der Liberalen heißt es: „Im Anschluß an das diesjährige Proponendum des Königlichen Konsistoriums (betr. Sekten) fordern die Unterzeichneten, 1) daß in Predigt, Unterricht und Seelsorge das Evangelium nicht als Lehre, sondern als Gesinnung in der Ähnlichkeit Jesu Christi verkündigt werde.“ Bereits aus dem Wortlaut dieser Erklärung, mehr noch aus ihrer Begründung aus der Synode geht klipp und klar hervor, was „die Liberalen“ wollen, nämlich dies, daß die evangelische Kirche keine „Schule“ sei, in der das Evangelium als „Lehre“, ob in altem oder modernem Gewande, propagiert wird, sondern eine Kirche, die Persönlichkeiten erzieht, die gesinnet sind wie Jesus Christus auch war. Solange die Versuche währen, das Evangelium als Lehre in die Menschen hineinzupredigen, solange wird Uneinigkeit in der evangelischen Kirche sein. Einigkeit wird erst eintreten, wenn wir uns auf die Hauptsache besinnen, auf die christliche Gesinnung, auf das „Glauben“ im Sinne der Reformatoren, und erst dann wird es möglich sein, abweichende Lehrmeinungen, die jetzt in die Sekten flüchten, in der Kirche zu ertragen und wertvolle Glieder der Kirche zu erhalten. Damit ist die abscheuliche Verdächtigung der „modernen Theologen“ gerichtet.

Ferner heißt es in dem Bericht: „Gar zärtlich besorgt zeigte sich Synodale Pastor Steiniger um das Verhältnis zu der Sozialdemokratie, die wohl mit durch die Bekämpfung ihrer Anschauungen im „Sonntagsfreund“ zum Austritt aus der Kirche veranlaßt werde.“ Durch diesen Satz wird der Verdacht nahegelegt, als sei ich so etwas wie ein Sozialdemokrat oder neige zur Sozialdemokratie. Ich habe eine sehr entschiedene Abneigung gegen diese Partei, ihre Forderungen und ihre Polemik, aber ich stehe nicht allein mit der Meinung, daß die evangelische Kirche durchaus keine Veranlassung hat, weil sie Volkskirche sein will, den Sozialdemokraten Gründe für eine Austrittsbewegung zu liefern. Grund dazu wird gegeben durch Verbindung der Religion mit Politik. Meine Opposition gegen die Berliner Stadtmission ging eben davon aus, daß sie verbunden ist mit christlich-sozialer Politik. Diesen Hauptgrund für die liberale Stellungnahme unterschlägt der Anzeiger. Der „Sonntagsfreund“ spielte in meinen Ausführungen nur so weit eine Rolle, als ich einen Fall erzählte, in dem ein überzeugter Sozialdemokrat seinen Austritt unter Hinweis auf den „Sonntagsfreund“ begründete, der an Ausfällen gegen die Sozialdemokratie reich sei. So töricht bin ich nicht, die Austrittsbewegung auf dieses Blatt zurückzuführen.

Irreführend ist die Bemerkung: „Im Verlaufe der Debatte waren besonders interessant die Ausführungen eines liberalen Führers über die sogenannte Friedenspartei, deren Verschwinden in Berlin II er sehr beklagte, weil sie der liberalen Sache sehr nützlich gewesen!“ Der Redner, der über die Friedensgruppe sprach, betonte ausdrücklich, er äußere Privatansichten.

Falsch ist, daß von der Linken der Versuch gemacht worden sei, die Bedeutung der Austrittsbewegung herabzumindern. Wörtlich ist gesagt, die Bewegung solle weder überschätzt noch unterschätzt werden, und bekannt ist, wie gerade von positiver Seite auf die Wertlosigkeit der Austretenden für die Kirche hingewiesen wird, wie Liberale sie sehr ernst nehmen als Zeichen einer weitgehenden Kirchenentfremdung der Arbeiterschaft, die nicht die liberale Minderheit verschuldet hat.

Genug! Richtig an dem ganzen Bericht ist nur, daß die Liberalen auf der Kreissynode Berlin Stadt II bewiesen haben, daß sie sich ihr Heimatsrecht in der Kirche der Reformation nicht nehmen lassen. Steiniger.

Der Altkatholizismus.

III.

In Deutschland gibt es jetzt 50 Pfarrämter mit 100 Gottesdienst- und Unterrichtsstellen und 65 Geistlichen, über Preußen, Baden, Hessen und Bayern verteilt. Das Bistum besitzt ein bischöfliches Seminarkonvikt mit drei Lehrstellen, einen Schwesternverein mit zwei Haupt- und vier Nebenhäusern zur Armen-, Kranken- und Waisenpflege, ein Konvikt für Gymnasiasten und Zentralfonds mit zusammen etwa einer halben Million Vermögen. Außerdem sind 15 Kirchen neugebaut oder erworben worden, werden zwei Zeitschriften erhalten und eine reichhaltige Literatur zu billigen Preisen verbreitet. Preußen unterhält in der philosophischen Fakultät der Universität Bonn eine außerordentliche Professur und eine Assistentenstelle für die Vorbildung der altkatholischen Theologen und zahlt einen jährlichen Zuschuß von 48 000, Baden einen solchen von 24 000 M.; einzelne Gemeinden sind vom evangelischen Bund und viele von ihren protestantischen Schwestergemeinden durch Überlassung von Kirchen zum Mitgebrauch unterstützt worden. Aber bedenkt man die Summe der Unkosten für den Unterhalt der 65 Geistlichen, des Hülfspersonals der Organisten und Küster usw. an 100 Orten, die Reisen in der weiten Diasporaseelsorge und dergleichen, so bekommt man einen Begriff, was diese Gemeinschaft von in Deutschland vielleicht 30 000 Seelen aus eigenen Mitteln ständig für Opfer bringen muß. Mit vier Millionen Mark ist ihre Gesamtleistung in den letzten 33 Jahren wahrscheinlich noch unterschätzt.

In der Schweiz und in Österreich liegen die Verhältnisse ungefähr ebenso. In der Schweiz gibt es, über 10 Kantone verteilt, 36 Pfarrämter mit 45 Gottesdienststellen, 50 Geistlichen und etwa 80 000 Seelen, in Österreich 12 deutsche Pfarrämter mit 45 Gottesdienst- und Unterrichtsstellen und 16 Geistlichen und 1 tschechisches Pfarramt mit 1 Geistlichen, zusammen mit etwa 24 000 Seelen. In der Schweiz erscheinen drei, in Österreich zwei Zeitschriften. In Österreich sind 5 Pfarrämter mit 23 Gottes-

dienst- und Unterrichtsstellen erst in der Los von Rom-Bewegung der letzten acht Jahre entstanden. In der Schweiz besteht an der Universität Bern eine theologische Fakultät.

In Holland sind die Verhältnisse naturgemäß in der Länge der Zeit mehr gefestigt; hier gibt es im Erzbistum Utrecht 17 Pfarrämter mit 20 Geistlichen, im Bistum Haarlem 10 Pfarrämter mit 11 Geistlichen. Das Erzbistum besitzt ein Seminarkonvikt für Theologen und Gymnasiasten; die Gesamtseelenzahl beträgt annähernd 9000. Außerdem untersteht dem Erzbistum eine französische Gemeinde in Paris mit zwei Geistlichen; sowohl das Erzbistum wie die Pariser Gemeinde unterhalten je eine Zeitschrift.

Seit dem Jahre 1898 hat sich in Amerika eine polnische Kirche gebildet mit einem Bischof, 12 Geistlichen und etwa 50 000 Seelen; ein zweites Bistum aus Gläubigen anderer Nationalitäten ist in Bildung begriffen.

Das sind die bisherigen äußeren Erfolge des Altkatholizismus. In einem zähen Kampfe mit Menschen und Verhältnissen mußten sie Schritt für Schritt erstritten werden. Sie sind Zeugnisse dafür,

was er litt!

Die großen und dauernden materiellen Opfer sind schon erwähnt; es ist ein schönes Zeugnis, daß diese Opferfreudigkeit nicht erlahmte, obwohl es etwas unglaublich Ermüdendes hat, wenn nach kaum geglückter Stillung einer besonderen Not gleich immer wieder neue Aufgaben auftauchen, Aufmerksamkeit, Mühe und — neue Opfer heischend. — Auch an inneren Unruhen hat es nicht gefehlt, wenn es nämlich ungeeigneten Geistlichen aus der römischen Kirche gelang, in den Klerus aufgenommen zu werden, und wenn dann bald ihre vorher klug verborgenen Fehler und Laster zum Vorschein kamen; besonders im ersten Jahrzehnt während der größten Not an Geistlichen hat hierunter manche Gemeinde schwer gelitten, bis nach und nach alle unsauberen Elemente wieder abgestoßen waren. — Das Schlimmste, worüber nur leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit und bedingungslose Treue gegen das eigene Gewissen der kleinen Kirche hinweghalf, war die bittere Erfahrung, daß von den vielen Tausenden, die von der Begeisterung der ersten Jahre mitgerissen waren, die meisten sich als zu feige und zu bequem erwiesen, den Mühen, Nöten und Leiden Stand zu halten; sie verrieten ihre Gesinnungsgenossen, die im Kampfe standen, erbärmlich um beruflicher, geschäftlicher oder gesellschaftlicher Vorteile willen und wurden zum Stamm jener sog. „liberalen Katholiken", die auf die „Pfaffen" schimpfen, aber selbst ruhig Mitglieder der römischen Kirche bleiben und ihre Kinder wieder dem gleichen, als falsch erkannten System gewissenlos ausliefern.

Allerdings brauchte es starke Herzen, um vor allem die ersten anderthalb Jahrzehnte zu überstehen. Damals kam es in den Gottesdiensten und Versammlungen der Altkatholiken durch den Haß der Gegner oft zu den wüstesten Auftritten. Den geistlichen Professor Michelis bespie der Pöbel in Krefeld auf offener Straße, im Badischen traf ihn mitten im Vortrag ein Steinwurf bis aufs Blut, den Pfarrer Tangermann suchten sie zu erschießen, die Professoren Huber und Reinkens (den späteren Bischof) bedrohten sie in Grafing mit Messern und Stöcken, den Pfarrer Thürlings schlug ein Rohling zu Waltenhofen mit gedrehten Stricken ins Gesicht, während er im Beichtstuhl den bedrängten Seelen Trost und Mahnung spendete. So ging es an allen Orten. Als in Bonn die simultane Kirchhofskapelle zum ersten Male von den Altkatholiken benutzt werden sollte, mußte die gesamte Polizeimacht und eine halbe Schwadron Husaren zu ihrem Schutz aufgeboten werden. Das liegt freilich weit zurück, aber zu Trimbach in der Schweiz suchten sich die Ultramontanen ausgerechnet das friedliche Weihnachtsfest aus, als sie im Jahre 1904 versuchen wollten, die von den Altkatholiken mitbenutzte Pfarrkirche während des Altkatholischen Gottesdienstes zu stürmen; und im gleichen Jahre 1904 erbauten die Fanatiker von Preding in Steiermark der heranpilgernden altkatholischen Gemeinde von Graz, die zur Einweihung einer Kapelle bei Preding zog, eine Willkommspforte aus Vogelscheuchen, Nachttöpfen, Kot und anderem Unrat. Und bis in diese Tage hinein muß die altkatholische Gemeinde Essen über dem Eingang der ihr überwiesenen Kirche ein großes Holzschild nach Art eines Geschäftsschildes dulden mit der Aufschrift: „Hier findet kein römisch-katholischer Gottesdienst statt." Es ist nicht möglich, alle die Niederträchtigkeiten aufzuführen, die römischer Fanatismus den Altkatholiken zugefügt hat; leider verbietet es auch die Rücksicht auf die Personen, näher auszuführen, wie auch beruflich mancher Altkatholik hat unter seinem Bekenntnis leiden müssen; Tatsache ist, daß Gymnasiallehrern wiederholt die Aufgabe ihres Bekenntnisstandes zur Bedingung ihrer Beförderung gemacht worden ist. Im Geschäftsleben kam es wiederholt zur Predigt des Boykotts gegen Altkatholiken von der Kanzel herab, z. B. in Ried in Oberösterreich, das in einer rein römischen Gegend liegt, wurden dadurch einzelne Geschäftsleute an den Rand des Zusammenbruchs geführt. Gesellschaftlich ging die Zurücksetzung der Altkatholiken sehr hoch hinauf; die ultramontan beeinflußte Kaiserin Augusta hat wiederholt sehr kränkenden Ausdruck für ihre Abneigung gefunden.

Bedeutungsvoller war freilich die Art, wie die Staatsgewalt sich zu der Bewegung stellte. Preußen, Baden und Hessen erkannten die Kirche an; in Preußen und Baden wurden sogar Gesetze erlassen, die ihr einen Anspruch auf einen Teil der Kirchengüter zuerkannten. Das Übergewicht der Zentrumspartei führte aber bald zu tatsächlichen, empfindlichen Beschränkungen jenes theoretischen Zugeständnisses: in Preußen wird seit Jahren keine Gemeinde mehr zur Parochie erhoben, die nicht förmlich auf ihren Anspruch am örtlichen Kirchenvermögen Verzicht leistet; in Baden hat man sogar, wenn nach der Erledigung einer Pfründe die vom Gesetz geforderte Abstimmung in der Gemeinde zu gunsten der Altkatholiken lautete, wiederholt ganz kalt gegen das Gesetz zu ihren Ungunsten entschieden. — In Bayern hat der Staat zunächst jede Äußerung für oder gegen eine Anerkennung der Kirche vermieden. Sobald Döllinger gestorben war, übte die Zentrumspartei durch Verweigerung eines Etatspostens im Landtag auf die Regierung einen Druck aus, den Altkatholiken ausdrücklich die Anerkennung als Katholiken zu entziehen. Das geschah, und es wurde den Altkatholiken nur mehr die Anerkennung als Privatkirchengesellschaft zugestanden; ihre Geistlichen haben nicht mehr die Eigenschaft eines Beamten, sie haben sich des Gebrauchs der Amtskleidung eines römisch-katholischen Priesters zu enthalten, die Gemeinden dürfen keine Kirchen mit Turm und Glocken bauen. Ein römischer Bierbrauereibesitzer in Passau dagegen, der eine alte Bahnsteigglocke in Regensburg erstand und weihen ließ, darf mit ihr zu allen Gebetsstunden läuten.

In der Schweiz ist die Stellung des Staates zur altkatholischen Kirche in den einzelnen Kantonen sehr verschieden, im allgemeinen aber günstiger als im Deutschen Reich. In Österreich leiden die Altkatholiken unter einem schweren Martyrium; gewiß hat der Staat sie anerkannt, aber er besitzt ein einfaches Mittel, diese Anerkennung unwirksam zu machen: er antwortet auf keine Zuschrift der kirchlichen Behörde! Fast 30 Jahre ist die Kirche anerkannt, aber noch bis heute hat es nicht zur Bischofswahl kommen können: seit 10 Jahren äußert sich die Regierung einfach nicht mehr. Alle böhmischen Gemeinden zusammen gehören im staatsrechtlichen Sinne zu einem Pfarramt, alle Gemeinden in Mähren, Schlesien, Niederösterreich, Steiermark und Kärnten ebenfalls zu einem Pfarramt; alle Anträge auf Teilung dieser organisatorischen Ungeheuer werden einfach abgewiesen. Eine Filialgemeindeordnung, die diesen Mißständen Rechnung tragen soll, wurde im Jahre 1902 von der Synode angenommen, schläft aber seitdem unerledigt in den Akten des Kultusministeriums.

Diejenigen Geistlichen, die ehemals römische Priester oder Mönche waren und dann als altkatholische Geistliche heirateten, mußten es erleben, daß ihre rechtsgültig geschlossenen Ehen nachträglich auf Anzeige ihres römischen Bischofs durch die staatlichen Gerichte für ungültig erklärt wurden, weil ihr bei Empfang der höheren Weihen abgelegtes Ehelosigkeitsgelübde sie an der Eingehung einer gültigen Ehe hindere. Solche zum Teil einfach unüberwindliche Schwierigkeiten erwachsen den Altkatholiken in Österreich auf Schritt und Tritt, oft nackte Gesetzwidrigkeiten in Rechtsprechung und Verwaltung, ohne daß ein Weg zur Sühne offen steht. Welcher Bütteleien man hier gewärtig sein darf, zeigte am grellsten der Tag, an dem man den Gründer der tschechischen Gemeinde in Prag in seinen liturgischen Gewändern vom Altar weg verhaftete.

Es mußten wackere Männer sein, die solcher tapferen Schar Führer sein konnten: sie standen fast alle in einer glänzenden Laufbahn und verzichteten auf sie um ihres Gewissens und ihrer Überzeugung willen. Döllinger, Stiftspropst und Präsident der Akademie der Wissenschaften, stand freilich im Beginn schon zu hoch, als daß er viel hätte entbehren brauchen; v. Schulte fand in seiner Rechtsprofessur an der Universität Bonn ein gesegnetes Arbeitsfeld. Aber der Theologe Friedrich in München mußte in die philosophische Fakultät übertreten; seine Haupttätigkeit entfaltete er seitdem außer als Schriftsteller als Sekretär der historisch-philosophischen Klasse der Münchener Akademie der Wissenschaften. Die Theologen Reusch und Langen in Bonn, vorher umdrängt und gefeiert, lehrten nach dem Verbot ihrer Vorlesungen für die römischen Theologen in verödeten Hörsälen; die Genehmigung der Wahl Langens zum außerordentlichen Mitglied der Münchner Akademie mußte erst durch die Drohung erzwungen werden, alle anderen außerordentlichen Mitglieder würden im anderen Fall zurücktreten.

Der Breslauer Theologe Reinkens wurde zum ersten Bischof berufen und waltete seines dornenreichen Amtes mehr als 22 Jahre; der Breslauer Philosoph Weber gab seine äußerst erfolgreiche Lehrtätigkeit auf, um dem alternden Reinkens als Generalvikar und Weihbischof eine Stütze zu sein. Nach seinem Tode hat er das bischöfliche Amt mit beispielloser Aufopferung und Pflichttreue durch fast 10 Jahre bekleidet, bis ihn am 12. Januar dieses Jahres der Herr abrief. Jetzt ist der dritte deutsche Bischof berufen. Große Aufgaben warten seiner. Die letzten zehn Jahre haben fast ganz dem inneren Ausbau und der stillen Sammlung gehört; jetzt wird es gelten, von neuem nach außen hin innerhalb des Katholizismus die werbende Kraft der altkatholischen Kirche zu erweisen.

Was kann sie hoffen?

Ohne Frage hat sie die innere Kraft, noch neuen Aufgaben zu genügen; in den letzten Jahren sind schon Bestrebungen in ihr lebendig geworden, die weitverzweigte Diaspora zu pflegen, sie zu ordnen und auszubauen, Geldmittel für sie aufzubringen. Und in der jüngsten Zeit haben sich ihre Jungmannschaften zu einem Reichsverband zusammengeschlossen, wesentlich um die Kenntnis der Bewegung in weitere Kreise zu tragen. Es ist also zu hoffen, daß die Altkatholiken sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen werden.

Die Verhältnisse sind insofern nicht ungünstig, als gerade jetzt wieder in der römischen Kirche der Katholizismus im Gegensatz zum Ultramontanismus sein Haupt erhebt; alle Erscheinungen des Reformkatholizismus gehören hierher. Der gute alte Geist ist auch heute noch nicht in der römischen Kirche erstorben! Deshalb darf der Altkatholizismus hoffen; er hofft, diese jetzt noch unklaren und zaghaften Katholiken so zu klären in ihrer Erkenntnis und zu stärken in ihrem Mut, daß sie in der unabwendbaren Stunde, in der der Ultramontanismus sie hinausstoßen wird, nicht schwächlich zusammenbrechen, sondern mutig Heim und Schutz suchen in der einzigen kirchlichen Organisation des reinen alten Katholizismus und mit ihr fortkämpfen den ewigen Kampf gegen die Unwahrheit.

Je und je aber ist die Hoffnung der Altkatholiken weiter geschweift: mit der anglikanischen Kirche haben sie schon jetzt Abendmahlsgemeinschaft, deren Mitglieder, morgenländische Christen und Protestanten sahen sie oft als liebe Gäste auf ihren Versammlungen. Sie hoffen in der Dauer der Zeit ein freundschaftlicher Mittler zwischen den Bekenntnissen werden zu können, mit deren jedem sie etwas gemeinsam haben. Das sind freilich weitschauende Hoffnungen, aber je mehr ihnen ihre erste Aufgabe, die Zurückdrängung des Ultramontanismus, gelingen wird, um so mehr werden sie gleichzeitig schon dem Frieden der Bekenntnisse dienen, weil sie seinen Todfeind bekämpfen. Mögen denn auch die Protestanten der kleinen ringenden Schwesterkirche freundliche Teilnahme schenken; ihr liebenswürdiger, tieffrommer Beyschlag*) hat sie freundschaftlich geliebt und ihr streitbarer, begeisterter Nippold tut es noch heute.

E. K. Zelenka.

Nachrichten.

Lehrprozesse. Zu diesem Kapitel hat der (von 400 auf 650 Mitglieder) angewachsene Hannoversche Pfarrerverein nach einem Referat von Pastor Oberdieck-Meensen folgende Sätze angenommen:

1) Unseren kirchlichen Disziplinargesetzen liegt die Anschauung zu grunde, als ob die Geistlichen lediglich Kirchenbeamte, Beamte der rechtlich organisierten Landeskirche seien. (Wahrnehmung der Disziplin durch die landeskirchlichen Behörden, Einbeziehung der Konsistorial-Subaltern- und Unterbeamten.)

2) Die Geistlichen sind aber im wesentlichen Diener der congregatio sanctorum, der Kirche im Sinne des dritten Artikels und August. XII., als Verkündiger des Worts und Verwalter der Sakramente, und daß sie als solche der Beurteilung staatlicher Kirchenbehörden unterworfen sind, wird mehr und mehr als Unzuträglichkeit empfunden.

3) Da die auf diesem Gebiete für die Geistlichen maßgebenden Autoritäten sämtlich geistiger und religiöser Art sind (der erhöhte Christus, der heilige Geist, die Gemeinde der Heiligen, das durch Gottes Wort gebundene evangelische Gewissen), so ist schwer, einen Gerichtshof zu bilden, der als eine Verkörperung jener geistigen Faktoren anzusehen wäre.

4) Es muß daher vor einer überstürzten Reform des kirchlichen Disziplinarverfahrens gewarnt werden, zumal unsere Kirchenbehörden zur Zeit mit Zurückhaltung mit ihrer Disziplinargewalt in die Interna des geistlichen Amtes eingreifen. Es ist aber mit um so größerem Nachdruck darauf hinzuarbeiten, daß jener Gedanke von dem Doppelcharakter der evangelischen Geistlichen und daß sie vornehmlich und zuerst von geistigen Autoritäten abhängig sind, mehr und mehr sich durchsetze und Gemeingut aller Kreise werde, die für die Gestaltung des kirchlichen Disziplinarwesens maßgebend sind.

Eisenacher Konferenz. In der Sitzung der Eisenacher Konferenz vom 16. Juni wurde nach einem Vortrage über den gegenwärtigen Bestand der Nebengottesdienste in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands die Frage sehr eingehend behandelt, wie die Nebengottesdienste zu gestalten und zu beleben seien. Den Thesen der Referenten wurde allseitig zugestimmt.

18. Juni. In der heutigen Schlußsitzung beschäftigte sich die deutsche evangelische Kirchenkonferenz mit Anträgen der deutschen Bibelgesellschaften, welche sich auf Orthographie, Interpunktion und einige Archaismen der revidierten Lutherbibel beziehen, und überwies die Angelegenheit dem deutschen evangelischen Kirchenausschusse.

Die Konferenz nahm darauf den Bericht über die demnächstige Fertigstellung des evangelischen Handbuches für die deutsche evangelische Diaspora entgegen, welches den religiösen und kirchlichen Bedürfnissen derselben entgegenkommen soll. Mit Interesse folgte ferner die Konferenz dem Berichte des Vorstandes des deutsch-evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes über die günstige Weiterentwicklung dieser Stiftung.

Nachdem die für die neubeginnende Wahlperiode von den betreffenden Kirchenregierungen benannten Mitglieder des deutschen evangelischen Kirchenausschusses von der Konferenz zu letzterem

*) Es wird alle Protestanten interessieren, wie er sich in seiner Schrift: „Der Altkatholizismus. Eine Denk- und Schutzschrift an das evangelische Deutschland. 3. Aufl. Halle, Strien, 1883" ausläßt. Von Nippold ist u. a. zu nennen: „Der religiöse Friede der Zukunft und seine Anbahnung durch die altkatholische Kirche. Leipzig, Braun, 1901." — Weiteres bringen meine Schriftchen: „Altkatholisches Handbüchlein. Fünfte Ausgabe. Baden-Baden, Sommermeyer, 1905" und „Wesen und Wirkung des römischen Systems und die Mittel zu seiner Abwehr. Halle, Strien, 1902."

abgeordnet waren, wurde die diesjährige Tagung der evangelischen Kirchenkonferenz, welche mehrere für das kirchliche Leben des evangelischen Deutschlands wichtige Gegenstände in Behandlung gezogen hatte, von dem Vorsitzenden geschlossen.

Die Katholikentage sind zu teuer, darum will man mit einem Beitrag von 7,50 Mark eine Mitgliederliste aufstellen, damit auch mittlere und kleinere Orte in der Lage sind, die Katholikentage bei sich aufzunehmen ohne die Kosten für die Tagung aufzubringen. Die Tagungen in mittleren und kleineren Städten sind nach dem Aufruf: „von nicht zu unterschätzender Bedeutung". — Ob man dabei auch an Orte mit katholischen Minoritäten gedacht hat, deren evangelischen Majoritäten man einmal eine Zentrumsparade zeigen möchte?

Kongresse und Festversammlungen allüberall. — Vom **Evangelisch-sozialen Kongreß** bringen wir besonderen Bericht, über den Delegiertentag des Gesamtverbandes der **Evangelischen Arbeitervereine** in Freiburg i. Br. hoffen wir noch einen zu bekommen, das Wachstum der christlichen Gewerkschaften nötigt uns Achtung und Aufmerksamkeit ab. — In Stettin hat der **deutsche Freidenkerbund** getagt. In den Kreisen der „freien Geister" hat man da auf große Hoffnungen gesetzt. Im „Freien Wort" 1906, Nr. 5, war zu einem Zusammenschluß der freien Geister aufgerufen worden. In Nr. 6 der genannten Zeitschrift begrüßt Ernst Haeckel mit vollem Beifall diesen Plan, Bruno Wille-Berlin nimmt die Anregung für die Stettiner Tagung auf und denkt an einen: „Centralausschuß für Freiheit". Die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos" mit 21 000 Mitgliedern will den Plan unterstützen, der Generalsekretär des Deutschen Monistenbundes Dr. Heinrich Schmidt-Jena ist seinerseits gewillt, den Zusammenschluß in die Wege zu leiten. Bernhard Adolf Schmidt-Leipzig-Connewitz wirft als Panier für den Zusammenschluß die Forderung absoluter Toleranz auf und will eine große Toleranzliga bilden, die nicht das Christentum, überhaupt persönlichen Glauben nicht bekämpfen soll, sondern „die schmachvollen Überreste aus mittelalterlicher Finsternis". Ein negatives Ideal und ein ungeschichtliches Urteil als Parole, — ob da wirklich viele kommen, viele bleiben, — und einer etwas gewinnen wird? — Über den Münchener **Deutschen Lehrertag** urteilt der „Evangelisch-kirchliche Anzeiger" Nr. 24: „In München berauschten sich Tausende deutscher Lehrer an liberalen Phrasen oder zankten in unwürdiger Leidenschaft mit den Lehrerinnen". — Was sagte doch Herr Pantsch von den "Kaplansblättchen"!? vergl. Nr. 24, Spalte 577! — In Berlin hat der **Ostdeutsche Jünglingsbund** sein 50jähriges Jubiläum gefeiert mit Evangelisations- und Gebetsversammlung, mit Gottesdienst im Dom und Posaunenfest, mit Ordensauszeichnungen und einem wirklichen Prinzen, der auch eine Rede hielt. Sehr gehäuft die Frömmigkeitsübungen für das jugendfrische Alter der Jünglinge, sehr hoch die Töne vom Segen dieser Institution bei minimaler Wirksamkeit. Denn was will die Mitgliederzahl von 25 000 bedeuten bei der Zahl 500 der Vereine — also im Durchschnitt 50 — und in ganz Ostdeutschland. Eine minimale Wirksamkeit am Volkskörper, die die eigentlich zu Bewahrenden notorisch nicht erreicht, die mit dem Sauerteiggleichnis nicht zu verdecken ist, die geistigen und finanziellen Aufwendungen nicht rechtfertigt. Das ist kein Übelwollen, wenn wir so scharf urteilen, auch in den religiösen Arbeiten müssen, da wir nun einmal auf dieser Erde in Raum und Zeit, mit Meter und Zahl leben, schließlich Zahlen beweisen. Ob wohl das königliche Polizeipräsidium Arm in Arm mit den Jünglingsvereinen der heutigen Arbeiterjugend ein anziehendes Bild bietet? — Der Vertreter des königlichen Polizeipräsidiums sagte nach dem „Ev.-kirchl. Anz.": „Es ist ja als eine besondere Aufgabe des Bundes bezeichnet worden, auch den Kampf gegen die finsteren Gewalten des Umsturzes zu führen, und so sind wir in gewissem Sinne doch Verbündete". — Wir verfolgen seit Jahren die Entwicklung, über die Durchschnittszahl 50 kommt der Mitgliederbestand nicht hinaus. Hier ist etwas falsch, was keine fürstliche Protektion, keine Orden, keine amtlichen Grüße kirchlicher Behörden, — das auch biblische Ausdrücke und Bilder nicht verdecken können vor den Augen der Beobachter — und nicht verdecken sollten vor denen der Mitarbeiter. Eine Bundesgeschichte hat Pfarrer Wartmann geschrieben. Bei ihrer Besprechung können wir auf Einzelheiten eingehen.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 41.

Die **Zentralstelle des deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb**
befindet sich vom **1. Juli** an nicht mehr
Berlin, Hasenheide 59, sondern
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Dieselbe besorgt auf Bestellung **Bücher und Schriften** jeglicher Art und zwar auf **schnellstem Wege direkt** durch den Verleger.

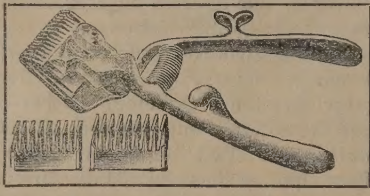
Sie wendet sich an alle diejenigen Leser des Protestantenblattes, welche
1) auf dem **Lande** oder in **kleinen** und **mittleren** Städten wohnen und keinen **leistungsfähigen** Buchhändler zur Hand haben,
2) noch in keinem **festen Verhältnis** zu irgend einem Buchhändler stehen und
3) die Sache des freien deutschen Protestantismus und damit das **Protestantenblatt** nach Kräften fördern helfen wollen.

Sämtliche Bücher und Schriften werden den Bestellern **ohne** jeglichen **Aufschlag** und **ohne Portoberechnung** geliefert.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. **Zentralstelle des Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.**

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

Rehfeld's Haarschneidemaschine „Familienfreund"



mit 2 Aufschiebkämmen schneidet d. Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dies. Maschine Haare schneiden. Preis per Stck. **nur 3.80 Mk.**
(Porto 20 Pf. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risico! Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franko.
Rehfeld & Backe, Solingen,
Solinger **Stahlwarenfabrik** mit Versand direkt an Private. [658]

Fahrt auf dem Mittelmeere
(Gesellschaftsreise)
zu ermässigten Preisen
ab Genua.
Dauer 12. bis 30. August.
Ausführliche Auskunft erteilt das Komitee, Köln, Engelbertstrasse 61.

Collaborator
wird sofort für die evangelische Gemeinde **Jena** gesucht. Gehalt 1200 Mk. Erstes Examen muß bestanden sein. Man wolle sich unter Einsendung von Zeugnissen an den Unterzeichneten wenden.
Jena, den 18. Juni 1906.
Der Kirchgemeindevorstand.
D. Braasch.

Genossenschaftsbank
für evangelische Pfarrer (e. G. m. b. H.)
zu Berlin.
Über 500 Mitglieder. Geschäftsanteil 200 M., zahlbar in Vierteljahrsraten von 9 M. An- und Verkauf von Wertpapieren. Erledigung aller Geldangelegenheiten. Annahme und Verwaltung von Depots. Spareinlagen-Annahme 3 3/4 %, Darlehne zu 4 3/4 % und 1/4 % Provision. Umsatz 1905/06 rund 1 Million.
Anmeldungen sende man an den Geschäftsführer
C. A. Richter, Berlin NW. 40,
Kronprinzen-Ufer 5.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.